

Liebeshörig.

Roman von **Ferdinand Kuntel.**

(2. Fortsetzung)

(Wachdruck verboten.)

Sie brauchen mir nichts zu versichern, Herr von Kleißt, was ich nicht schon weiß. Ich will darum auch offen erklären, daß Ihre Freundschaft nicht bloß materiellen Hintergrund hat, sondern durchaus ehrlich gemeint ist, und daß ich gelommen bin, Ihnen in dem Drama, dessen erster Akt in meinem Geschäftszimmer begonnen hat, eine der wichtigsten Rollen zuzuteilen."

Kleißts angenehmes Gesicht wurde von einem Lächeln erhellt, und er antwortete mit einem erleichterten Aufatmen: „Ich bin selbstverständlich ganz zu Ihrer Verfügung, und was ich für Hatto tun kann... mein Wort darauf, ich setze mein Leben ein, wenn es nötig wird.“

„Es wird nötig sein, darauf können Sie Gift nehmen.“

Der grausame Ernst, der in dieser Antwort lag, und in der Art, wie sie gegeben wurde, legte sich plötzlich wie ein Alp auf die kleine Abendgesellschaft. Lippe, der bemerkte, daß der Eindruck seiner Worte besonders auf Mohrungen gefährlich zu werden drohte, lenkte sofort ein:

„Wollen wir ganz offen sprechen, meine Herren, Herr Großmann und ich haben uns den Fall eingehend überlegt und uns auch schon eine Theorie gebildet. Vergessen Sie nicht, Sie sind nicht Figuren in einem Kriminalroman, in dem der Detektiv hinter den Kulissen mit überlegenem Verstand die Fäden entwirrt und dann vor den Augen des erstaunten Publikums den letzten Schlag führt. Wir sind in der Wirklichkeit und stehen einem rücksichtslosen Mörder gegenüber. Denn, meine Herren, daß die beiden Brüder des Herrn von Mohrungen ermordet worden sind, ist mir völlig klar. Und daß man die Absicht hat, auch Hatto von Mohrungen zu ermorden, darüber kann kein Zweifel sein. Die Herrschaft Mohrungen ist ein Kuntelkehen. Wenn der letzte männliche Erbe, Herr Hatto von Mohrungen, stirbt, fällt der ganze Besitz an die Gräfin Liebenau, geborene Frein von Mohrungen. Zu ihren Gunsten, wie ich aber hoffen will, nicht mit ihrem Wissen, sind die beiden Brüder Mohrungen ermordet worden. Ich deutete schon vorher an, ehe Herr von Kleißt hier war, daß ich für den geistigen Urheber dieser Taten den Grafen Liebenau halte. Das aber kann ich zunächst nicht beweisen, sicher steht jedoch fest, daß der Mörder in dem

Sanatorium des Doktor Mühsfort zu suchen ist, und dorthin müssen wir unsere Blicke lenken. Mein Plan ist folgender: Sie, Herr Baron, begeben sich jetzt in Begleitung des Herrn von Kleißt, der vier Wochen Urlaub einreicht, nach Mohrungen, und es wird sich dort... oder besser, ich will Sie in meine Pläne nicht einweihen, Sie könnten mir unbekannt meine Kreise stören. Nur so viel sei gesagt, daß Sie sich über nichts wundern sollen, was auf Mohrungen vorgeht, und daß Sie jede Persönlichkeit, mag es ein noch so reduzierter Kerl sein, die auf dem Gute Dienste anbietet, annehmen.

Der „Balkanzug“.



Deutscher, österreichischer, ungarischer, bulgarischer und türkischer Offizier in Wiesbaden. Von links nach rechts: Oberleutnant Sperling (Berlin), Hauptmann Cafranek (Wien), Hauptmann Boda (Budapest), Rittmeister Kotzeff (Sofia), Oberleutnant Kemai (Konstantinopel.)

Herr von Kleißt hat die Aufgabe, Ihnen Tag und Nacht nahezu bleiben, Sie zu beschützen gegen alle Angriffe.“

„Und Sie glauben, daß mein Schwager Liebenau mir nach dem Leben trachtet?“ fragte entsetzt Mohrungen.

„Ich glaube es nicht. Es scheint mir nur höchst wahrscheinlich. Es ist niemand da, der ein Interesse an dem Tode der drei Herren hätte. Liebenau ist immer in Geldverlegenheit und kann trotz aller Mühe ihrer nicht Herr werden. Er ist auch in dem Alter, in dem vornehme Herren leicht zum Verbrecher werden. Wenn ich nicht irre, ist er zweiundfünfzig Jahre alt.“

„Warum glauben Sie, Herr Lippe, daß der Mann in diesem Alter am leichtesten zum Verbrecher neigt?“

„Nicht der Mann als solcher, sondern der Mann der guten Gesellschaft, der Mann der besseren Stände. In den unteren Volksklassen sehen Sie die Mörder meistens alle im Jünglings- oder frühen Mannesalter. Es sind faule, verkommene Strolche, die schnell ein gutes Leben erringen wollen, aber ehrliche Mittel dazu verabscheuen. Noch sind sie nicht so tief gesunken, um einem Frauenzimmer auf der Straße Beschützerdienste zu leisten und sich ernähren zu lassen, darum versuchen sie es zunächst mit Einbruch und dann Straßenraub. Der Mord in jenen Bevölkerungsklassen

entsteht entweder aus Habgucht oder aus einer Weibergeheiß. Ganz anders unter den oberen Zehntausend. Der Mann der Gesellschaft ringt mit dem Schicksal, wenn er nicht von vornherein aus krankhaften Neigungen zum Mörder wird, und solange er noch hoffen kann, das Leben zu zwingen, arbeitet er rastlos, versucht es vielleicht mit einigen an den Betrug streifenden Geschäften, aber den großen Schlag, das aus dem Wegräumen mehrerer Verwandter, um in den sicheren Besitz eines großen Gutes zu gelangen, das versucht er erst, wenn jene Lebensschwelle erreicht ist, wo die Kräfte anfangen stillzustehen, wo der Mensch gemeinhin keine großen Erfolge mehr zu erhoffen hat. Es ist keine Zeit zu verlieren, das Leben ist auf dem absteigenden Ast angekommen. Zwar kann man noch dies und jenes genießen, die Sinne sind noch lebendig genug, um sich vor Todessehnsucht ein paar Glücksmomente zu verschaffen. Vor allen Dingen aber muß die Sorge aus dem Leben ausgetilgt werden, und darum gilt es, das große Spiel zu machen. So finden wir denn die Kapitalverbrecher aus den oberen Zehntausend fast immer schon im reiferen Alter.

„Sagen Sie mir doch, Herr von Mohrungen, wie lange hat Ihr ältester Bruder das Majorat bejessen?“

„Neber zehn Jahre, Herr Lippe.“

„Sehen Sie, erst nach zehn Jahren hat Liebenau den Gedanken gefaßt, vorausgesetzt, daß ich mich nicht täusche, seine Frau oder vielmehr sich in den Genuß des großen Erbes zu setzen.“

„Das wäre ja furchtbar, geradezu entsetzlich, da wankt einem ja der Boden unter den Füßen, man taumelt mit verbundenen Augen an einem Abgrund entlang, glaubt die Hand eines nahen Verwandten zu drücken, und drückt die seines Mörders.“

„Sie müssen ganz ruhig bleiben, Herr von Mohrungen, und Ihrem Schwager unbefangenen gegenüber treten. Sobald er auch nur ahnt, daß

wir ihn durchschaut haben, sind Sie verloren, daran denken Sie. Bleiben Sie durchaus der alte, lebenswürdige Schwager, der Sie früher waren. Ganzwilden werde ich meine eisernen Kreise um den Mörder ziehen. . . Sie kennen jetzt meine Theorie, und Sie haben jetzt weiter nichts zu tun, als unbedingt zu folgen. Sobald Sie können, reisen Sie nach Mohrungen, und Herr von Kleist wird Sie unter einem plausiblem Grund begleiten. Sie aber, Herr von Kleist, bitte ich, nehmen Sie Ihre Aufgabe durchaus ernst. Wenn Sie recht unvorsichtig sind, ist eine Gefahr kaum zu erwarten. Im übrigen werde ich auch im entscheidenden Augenblick bei Ihnen sein. Und nun, meine Herren, bitte ich Sie, mich zu beurlauben. Herr Großmann wird noch eine Stunde Ihre Gesellschaft teilen, ich will nicht, daß man uns beide zusammen weggehen sieht. Man kann einem so fähigen Verbrecher, wie dem Mörder Ihrer beiden Brüder, gegenüber nicht vorsichtig genug sein. Adieu, meine Herren, und gute Unterhaltung."

Mit einer leichten Verbeugung und einem lebenswürdigen Lächeln auf den Lippen war der Mann gegangen, der eben noch so dunkle Taten beleuchtet hatte. In der Seele der beiden Freunde, lieb er ein eigentümliches Grauen zurück. Beide waren gewiß nicht feige, besonders Mohrungen hatte in China ruhig im Feuer gestanden, auch Kleist war trotz seiner Korpulenz ein rascher und wagemutiger Kavallerist, ja, er hatte sogar etwas Draufgängerisches. Er liebte die Gefahr und suchte sie auf. Aber vor dem unheimlichen Mörder, der sie unsichtbar bedrohte, konnten sie ein Gefühl von Angst nicht bewältigen. Fast schweigend saßen sie mit Lippen Beamtigen zusammen. Und als sich dieser nach einer Stunde entfernte, ging auch Kleist, weil die Situation wie ein Alp auf seine Seele drückte.

Als Lippe seinen neuen Klienten verlassen hatte, begab er sich zunächst nach dem „Hotel Esplanade“, um dort womöglich den jungen Liebenau noch zu sehen. Bei den Verhandlungen, die er für seinen Vater geführt hatte, war der Sularenosoffizier im ganzen eine halbe Stunde anwesend gewesen, und da die Sache länger als drei Jahre zurücklag, so war kaum zu befürchten, daß der Graf ihn wiedererkennen würde.

Man muß die Bekanntheit aller der Leute suchen, die in irgendwelcher Beziehung zu dem Verdächtigen stehen, sagte sich der Detektiv. Er nannte das den Bekanntheitskreis abspüren. Man erfährt immer etwas. Ein leicht hingeworfenes Wort in der Unterhaltung gewann oft große Bedeutung. Es erleuchtete blitzschnell die kriminalistische Situation, erschloß Zusammenhänge, die bis dahin in undurchdringlichem Dunkel gelegen hatten. Lippe war sich darüber klar, daß er dem Sohn des Mannes nähertreten mußte, in dessen Interesse die beiden Mohrungen — milde gesagt — gestorben waren. Leider ließ sich das am heutigen Abend nicht mehr ermöglichen, und es sollte auch geraume Zeit darüber hingehen, ehe Lippe seinen Plan zur Ausführung bringen konnte. Die rasch aufeinanderfolgenden Ereignisse rissen ihn völlig in anderer Richtung fort.

Im Hotel erfuhr er, der Graf und die Frau Baronin hatten sich nur ganz kurze Zeit aufgehalten. Sie hätten gar nicht abgelegt, Frau Baronin sei nur ans Telefon gegangen und gleich darauf mit dem Herrn Grafen im Automobil weggefahren. Wie es schien, fügte der Kellner diskret hinzu, hätten die Herrschaften eine kleine Differenz gehabt. Aber gnädige Frau, hatte der Graf in ziemlich indigniertem Tone gesagt, wir können doch ganz gut hier speisen. Die Dame habe aber nur energisch mit dem Kopf geschüttelt und sei gegangen.

Indessen saßen die beiden, um die Lippenes Gedanken freisten, ganz allein in einer verschwiegenen Laube des Schwedischen Pavillons in Wannsee und blickten träumerisch auf die leise jähauflenden

Wellen. In den Kiefern des Grunewaldes wob die Augustinacht. Leichte Nebel stiegen vom Wasser auf, und einen Rauch von Nimmenduft trug der wühlende Wind aus den Gärten rings um den See den beiden Einjamen herüber. Jetzt strich ein Dampf über die ruhige Wasserfläche hin, und seine Lichter zogen glitzernde Feuerstreifen über die Wellen, bis sie am Strand des Ufers verlöschten.

Geräuschlos kam der Kellner, räunte die Reste einer einfachen Abendmahlzeit vom Tisch, rückte den Champagner im Eiskühler näher an die beiden heran und verschwand dann, wie er gekommen war.

Heinz Liebenau füllte die Gläser und sah seiner Begleiterin in die dunklen, dämonischen Augen. Er hob das Glas: „Unsere Zukunft, Marguerite, unsere Hoffnungen.“

„Hoffnungen,“ antwortete sie, und es zuckte verächtlich um ihren kleinen, vollen Mund. Nur ganz leise nippte sie an den sprühernden Perlen, und als sie das Glas auf den Tisch setzte, hauchte Liebenau ihre Hand und drückte sie heiß an die Lippen. Er küßte den Handrücken, die hohle Hand, die Finger und die rosigen Nägel, und schaute ihr eine Zeitlang stumm in die Augen.

„Es ist das erste Mal, Marguerite, seit ich Dich kenne, daß wir ganz allein sind. Wie hast Du mir dieses Glück geschenkt.“

„Du solltest es mir danken, Heinz, daß ich meine Stellung als Dame mit aller Kraft behaupte.“

„Du quälst mich. Du weißt, wie es in mir lodert, wie mich die Glut meiner Leidenschaft verzehrt, und nichts gibst Du als leere Worte, leere Worte.“

„Meine Worte sind nicht leer.“ „Aber sie sind kalt.“ „Warum mein Bruder noch nicht kommt?“

„Fürchtest Du Dich, mit mir allein zu sein?“ „Nein, nein, ich fürchte mich nicht, aber wenn man nichts hat, als einen guten Ruf . . .“

„Was ist der gute Ruf gegen meine Liebe, Marguerite. Marguerite, fühlst Du denn nicht, was Du mir gibst, fühlst Du nicht die Heiligkeit der Stunde dieses köstlichen Alleinseins, des ersten . . . Wie kannst Du jetzt an Deinen Bruder denken?“

Sie wandte ihm den schönen Kopf voll zu. Das Gesicht war nicht regelmäßig, aber es war apart. Ein zartes Eisenengel schien jeden Blutstropfen zurückzudrängen. Große, dunkelbraune Augen, mit leichten Schatten darunter, beherrschten mit ihrem düsteren Feuer das ganze Gesicht und übten einen dämonischen Reiz aus. Hochgeschwungene schwarze Brauen wölbten sich darüber und stießen zusammen über einem kleinen, etwas vorwiegend aufgetriebenen Näschen, dessen scharf eingekreiste Flügel beständig bebten. Der leise Wind spielte mit ihrem vollen dunklen Haar, und das gedämpfte Licht, durch die Blätter rinnend, warf einen grünlichen Schein auf das herrliche Frauenbild.

„Marguerite,“ fluchte Liebenau, und seine sehnsüchtigen Augen verschlangen die Geliebte.

„Was willst Du, mein Liebling?“

„Bin ich das wirklich? Manchmal ist es mir, als ob ich nur Spielzeug in Deinen Händen sei, schlimmer noch, ein Werkzeug, das Du hinwegwirfst, wenn es Dir nicht mehr dient.“

„Ich habe Dir erlaubt, mich Deine Braut zu nennen, ich habe Dir das Beste gegeben, was ich besitze, mich selbst . . .“

„Aber ich verjähmte vor Sehnsucht, mein Herz hebt und bangt nach Dir, und Dein Mund ist kalt. Deine Küsse sind eiskalt. Deine Hände wehren mich ab.“

„Warte die Zeit ab, und meine Glut wird Dich in Flammen setzen. Ich bekämpfe mich ja selbst, um ruhig zu bleiben. Ich will nicht den flüchtigen Raub, ich will das Glück, das dauernde, ewige . . .“

„Sage mir, daß Du mich liebst, mich allein . . .“ (Fortsetzung folgt.)

Das Drama von Glossow.

Original-Roman von H. Courth-Mahler. (Nachdruck verboten.)

Als die alte Dame von ihren Eltern sprach, zuckte Sanna leise zusammen, und aus den Augen, die plötzlich ganz erloschen blickten, brach ein gequälter Blick hervor. Ihre Lippen bebten vor Erregung, als sie heiß herdorftief:

„Das wird nie geschehen!“ Und wieder in den bitter spöttischen Ton versallend, fuhr sie fort: „Ich möchte auch wissen, von allem andern abgesehen, wie es einem Manne möglich sein sollte, sich mir zu nähern in der Absicht, mich zu heiraten. Ich komme ja mit keinem Menschen zusammen.“

„O, oh, liebe Sanna — ich wüßte schon einen,“ jagte Anna von Rehling mit einem neckischen Lächeln, das ihrem Gesicht einen widerwärtigen falschen Ausdruck gab. Und als sie merkte, daß Sanna den Kopf stolz und abweisend zurückwarf, fügte sie, in den salbungsvollen Ton von vorhin versallend, hinzu: „Es gehen doch auch viele gelehrte Freunde Dheim Michaels im Hause aus und ein.“

Sanna machte eine hastig abwehrende Bewegung.

„Das sind doch alles alte Herren.“ Wieder traf sie ein falscher, lauender Seitenblick.

„Nun ja, liebes Kind, für Dich käme ja auch nur ein Mann gezeigten Alters in Frage, der mit vergehenden, aufgekärten Augen über manches hinwegsieht. Du weißt, Dein Gatte müßte sehr nachsichtig sein in Bezug auf vergangene Dinge. Deine Eltern —“

Sanna zog hastig ihren Arm aus dem der alten Dame, und ihr Gesicht war sehr bleich.

„Schweig — schweig! Ich ertrage es nicht, Dich von meinen Eltern sprechen zu hören. Niemand soll es tun. Meinst Du, es bedürfte einer Erinnerung daran? O nein — Du hast dafür gesorgt, daß mir das alles nie aus dem Gedächtnis schwinden kann. Und die Wunden, die mir dadurch geschlagen worden sind, vertragen keine Berührung mehr.“

Die alte Dame hob wie beschwörend ihre weichen, fleischigen Hände.

„Ach, mein armes Kind, wie sehr Sorge ich mich um Deinen ungebürdigen Sinn. Es liegt doch wohl etwas von dem Jähzorn Deines Vaters in Deinem Mute. Was hilft dagegen all mein treues Ermahnen. Kind, Kind, lerne doch endlich Sanftmut und Geduld, die Du so nötig hast. Das Vergangene schafft doch keine Macht der Welt aus dem Wege, und man kann Dich nicht oft genug daran gemahnen, wenn man es gut mit Dir meint. Und daß ich das tue, solltest Du doch endlich einsehen. Du tuft mir ja so schrecklich leid, meine arme Sanna. Wenn ich Dir nur helfen könnte, diesen Jähzorn abzulegen.“

In Sannas Gesicht zuckte es rebellisch, aber sie preßte die Lippen fest aufeinander und schwieg. Gegen ihren Willen hatte sie sich hinreißen lassen. Sie wußte aus Erfahrung, daß das nichts half, wußte, daß all ihr Zorn an der falschen, süßen Sanftmut Tante Annas abprallte. Sie wußte auch, daß nur diese Frau schuld war, daß Dheim Michael so streng mit ihr verfuhr, und sie von allen Jugendfreunden ängstlich zurückhielt. So, wie ihr selbst, hielt sie auch Dheim Michael immer wieder vor Augen, daß Sannas Mutter eine leichtfertige Frau, und ihr Vater ein Mörder und Selbstmörder gewesen waren, und daß er in Sanna ein böses Erbeil bekämpfen müsse, da ihre Erziehung in seine Hand gegeben war.

Warum Anna von Rehling das tat? Sanna ahnte es, wenn auch erst seit kurzer Zeit.

Anna von Rehling war eine Waise von Sannas verstorbenen Mutter und Professor Sachau. Sie war schon seit zwanzig Jahren Witwe und seit dieser Zeit lebte sie im Hause des Professors. Da

fe ihr Gatte in sehr bedrängter Lage zurückgelassen hatte, wandte sie sich damals mit der Bitte an Michael von Sachau, ihr und ihrem zehnjährigen Sohn Gregor Aufnahme und Hilfe zu gewähren. Sie erbot sich, ihm den Haushalt zu führen.

Michael von Sachau war schon damals ein etwas sonderlicher Herr, der nur für seine Wissenschaft lebte und für nichts anderes Sinn hatte, als für seine Kuriositäten. Da er die Absicht hatte, sich niemals zu verheiraten, nahm er Anna von Nehling auch in seinem Hause auf, samt ihrem Sohne. Er stellte jedoch die Bedingung, daß ihm keinerlei Störung daraus erwache und daß seine Lebensgewohnheiten nicht die geringste Veränderung erfahren.

Anna von Nehling versprach es und hielt ihr Versprechen. Sie war sehr klug und berechnend und fügte sich scheinbar all seinen Launen, um ihn umso besser beherrschen zu können. Als sie damals in das graue stille Haus zog, geschah es mit der festen Absicht, den reichen Better in ihre Netze zu ziehen. Sie war eine ansehnliche, stattliche Frau und wußte sich klugerweise sehr angenehm zu machen. Es erschien ihr ein Leichtes, sich baldigt zur Herrin dieses Hauses aufzuschwingen. Und sie scheute keinerlei List und Liebelte mit ihrer Sanftmut und Milde in berechnendster Weise.

Am Michael von Sachaus Eheichen, die etwas Krankhaftes hatte, wie all seine Schranken, scheiterte ihr sein ausgeklügelter Plan. Sie mußte bald einsehen, daß er nicht zu einer Ehe zu bewegen war.

Nun setzte sie ihre Hoffnung darauf, daß ihr Sohn Gregor eines Tages Michaels Erbe sein würde.

Sie beeinflusste ihren Sohn, der den berechnenden Charakter seiner Mutter hatte, daß er sich dem Dheim in jeder Weise angenehm machte.

Er mußte sich bei ihm einschmeicheln. Gregor war ein gelehriger Schüler. Durch sein anscheinend anscheinendes Wesen gelang es ihm, sich das Vertrauen des Dheims zu erringen. Dieser erlaubte ihm sogar, ihm allerlei kleine Dienste bei seiner Arbeit zu leisten, hauptsächlich bei der Ordnung seiner Sammlung und bei der Anlage eines Katalogs über dieselbe.

Anna von Nehling sah befriedigt, daß dieser ihr Plan auf keine großen Schwierigkeiten traf. Der Professor hatte schon bald den Ausspruch getan, daß Gregor eines Tages seine Sammlung erben würde, weil er eine so glühende Anteilnahme dafür zeigte. Gregor heuchelte aber die Anteilnahme nur, weil er wußte, daß das Herz des Dheims an dieser Sammlung hing. Als er mit seiner Mutter nach diesem Ausspruch des Dheims allein war, sagte er:

„Sobald ich die Sammlung geerbt habe, mache ich sie natürlich zu Gelde. Das sollte mir einfallen, so ein totes Kapital brach liegen zu lassen. Schade nur, daß mir kein Mensch so viel dafür zahlen wird, als der Alte dummenweise ausgegeben hat.“

Er sprach, wenn er mit der Mutter allein war, immer in dieser verächtlichen Weise von dem Dheim.

Wenn dieser gehäht hätte, was Gregor mit seiner heißgeliebten Sammlung vorhatte, wie hätte er sie ihm vermahnt.

Ueberhaupt, wenn Michael von Sachau in die Herzen von Mutter und Sohn hätte blicken können, welch anderes Bild hätte er von ihnen bekommen. Trotz seiner Schranken war er ein ehrlicher Mensch, der stets das Gute und Rechte wollte und Lüge und Heuchelei haßte.

Vier Jahre weihte Anna von Nehling mit ihrem Sohne im Professorhause, als die Nachricht von der furchtbaren Katastrophe in Gloschow eintraf. Frau von Gloschow war die einzige, fünfzehn Jahre jüngere Schwester des Professors.

Man hatte nun an den einzigen näheren Verwandten der kleinen Susanna gedachtet und ihn nach Gloschow gerufen.

Der stille Gelehrte stand wie vor den Kopf geschlagen, als die schlimme Kunde eintraf.

Schweren Herzens machte er sich auf die Reise. Er hatte in wenig lebhaftem Verkehr mit Schwester und Schwager gestanden und kannte kaum etwas von Susannas Dasein.

Als er nach Gloschow kam, fand er alles in Aufruhr über das furchtbare Drama. Natürlich war er nicht der Mann, ordnend und bestimmend einzugreifen. Er stand den Verhältnissen hilflos gegenüber und war froh, in dem Verwalter Heerfurt einen Halt zu finden.

Aus dem Munde des schwerverwundeten Herrn von Brockhoff hörte er, nachdem dieser nach einiger Zeit das Bewußtsein wiedererlangt hatte, daß Justus von Gloschow ihn und Bettina von Gloschow niedergeschossen hatte, als er die Gattin in den Armen des Freundes fand und daß er sich dann selbst erschossen hatte. Danach mußte Michael von Sachau seine Schwester als leichtfertige Person beurteilen, trotzdem er sie stets hochgehalten hatte. Niemand konnte sich überhaupt erklären, wie Bettina von Gloschow auf solche Abwege geraten war. Ihre Ehe war scheinbar die glücklichste gewesen und niemand hätte ihr einen Fehltritt zugetraut.

Die Mamsell von Gloschow behauptete sogar jetzt noch, dem belastenden Beweismaterial gegenüber, ihre junge Herrin sei unschuldig gestorben und nur Herr von Brockhoff sei an dem ganzen Unglück schuld. Wenn auch Herr von Gloschow in seinem Fühorn blind drauflos geschossen habe, so habe er sicher nicht gewußt, was er tue.

Diese Ansicht vertrat auch der Verwalter Heerfurt, der mit der Mamsell verlobt war.

Aber was half die Ueberzeugung dieser zwei Menschen. Es lag ja alles so klar auf der Hand und an dem Drama war nichts mehr zu ändern.

Michael von Sachau blieb nichts übrig, als die kleine Susanna mit sich nach S. . . zu nehmen. Er wurde zu ihrem Vormund ernannt und nun hatte ihm das Schicksal eine Pflicht aufgeladen, der er nicht gewachsen war.

So gut er es verstand, ordnete er die Verhältnisse unter der tatkräftigen Hilfe Heerfurts und überließ diesen die Verwaltung von Gloschow, womit er einen sehr guten Griff tat. Der Verwalter verheiratete sich bald darauf mit der Mamsell und diese beiden treuen Menschen verwalteten nach besten Kräften den großen Besitz der elternlosen kleinen Susanna.

Diese mußte Dheim Michael nach S. . . folgen in sein graues, stilles Haus. Der Professor war vollständig aus dem Gleichgewicht gerissen, der Tod seiner Schwester lastete schwer auf ihm und noch schwerer die Verantwortung, die man ihm aufgebürdet hatte als Susannas Vormund. Er wußte sich keinen Rat, was er mit der kleinen Waise beginnen sollte und hatte eine fast krankhafte Angst, daß sie sein ruhiges, stilles Leben unliebbar stören würde. Aber trotzdem war sein Pflichtgefühl größer als diese Angst.

Froh war er, als er endlich die Heimreise antreten konnte. Er sehnste sich nach einer Aussprache mit Anna von Nehling, die ihm immer alles Störende so klug aus dem Wege zu räumen wußte. Sie mußte auch jetzt Rat schaffen.

Anna von Nehling war durchaus nicht entzückt von der neuen kleinen Hausgenossin, die ihr nur Mühe und Arbeit verursachen würde. Noch unangenehmer war es ihr, als sie merkte, daß der Professor etwas wie eine unbeholfene Zärtlichkeit für die kleine Waise an den Tag legte. Das kleine, hilflose Wesen jammerte ihn doch, und nachdem Anna von Nehling, wenn auch mit innerlichem Widerstreben, ihm die Sorge für das äußere Wohl und Wehe des Kindes abgenommen hatte und ihn dieses nicht mehr störte, fand er es gar nicht mehr so schrecklich, daß Susanna im Hause war. Die arme kleine Waise konnte sich in der Verlassenheit ihres Herzens so weich und liebebedürftig in seine Arme schmiegen, wenn er mal ein Stündchen Zeit für sie hatte.

Das behagte jedoch Anna von Nehling durchaus nicht. Mit Mißfallen bemerkte sie, daß Michael von Sachau eine gewisse Zuneigung zu

Sanna zu fassen schien. Sie fürchtete, daß er diese mit der Zeit ihrem Sohne Gregor vorziehen würde und daß Susanna Gregors Erbschaften bedrohlich werden könne. Schließlich stand Susanna dem Professor verwandtschaftlich näher, als ihr Sohn, und Michael von Sachau war ein rechtlich denkender Mann.

Anna von Nehling war nicht die Person, ruhig zuzusehen, wenn ihre Pläne durchkreuzt wurden. Sie traf ohne Zögern ihre Maßnahmen. Von Stunde an tat sie alles, was in ihrer Macht stand, um Dntel und Nichte einander zu entfremden, und war in der Wahl ihrer Mittel durchaus nicht bedenklich. Sie reizte Susanna zu allerlei kleinen Unarten, die dem Dntel beschwerlich fielen und dem Professor jagte sie immer wieder, wie in erster Bejornis und Mahnung, daß er Susanna so streng wie möglich halten müsse, um schlechte ererbte Anlagen zu bekämpfen. Es sei seine Pflicht, alle Auswüchse im Charakter des Kindes streng zu beschneiden und er dürfe sie in keiner Weise verwöhnen.

So flüsterete sie ihm ein, was ihr zweckdienlich erschien und lenkte ihn dabei nach ihrem Willen, wohin sie ihn haben wollte. Dabei betonte sie stets, daß dies alles zu Sannas Bestem sei. Susanna gegenüber spielte sie sich dagegen auf, als stehe sie unter dem Zwange, den der Professor auf sie ausübte. Sie zeigte sich dem Kinde süßlich sanft und liebevoll und reizte es gegen Dheim Michael auf. Auf keinen Fall wollte sie es mit Susanna verderben. Diese war immerhin die Erbin von Gloschow und eines sehr großen Vermögens, das ihre Eltern ihr hinterlassen hatten. Und man konnte nie wissen, was die Zukunft brachte. Die weisliche, berechnende Frau sah schon neue Pläne ins Auge für alle Fälle, die Gregor und Susanna gemeinsam betrafen. Und auch für diese Pläne arbeitete sie klug vor, indem sie Susanna zu einer klösterlichen Erziehung verdamnte und ihr immer ins Gedächtnis rief, daß sie mit ihrem, von ihren Eltern mit Schmach bedeckten Namen, nicht anspruchsvoll in der Wahl eines Gatten sein durfte.

Sie setzte es durch, daß Susanna im Hause unterrichtet wurde, daß sie außer Gregor weder Freundinnen noch Gespielen bekam. Sogar einen kurzen Tanzkursus bekam sie nach ihrer Konfirmation nur allein im Hause, unter Beihilfe Gregors, der inzwischen schon Student war, geworden war.

Michael von Sachau war ein viel zu harmloser Mensch, als das er dies Spiel durchdacht hätte. Er war auch viel zu viel mit seinen Arbeiten beschäftigt, um den scharfen Beobachter zu spielen. Anna von Nehling gewann mehr und mehr Einfluß auf ihn und er ließ ihr völlig freie Hand in der Erziehung Sannas, weil er glaubte, sie verstehe das besser, als er. Kam Susanna einmal in der Not ihres Herzens zu ihm, wies er sie schroff zurück und schickte sie zu Tante Anna.

So wuchs die Kluft zwischen Dheim und Nichte immer breiter und tiefer. Je älter und verständiger Susanna wurde, je mehr fühlte sie, daß hinter Anna von Nehlings scheinbarer Sanftmut und Freundlichkeit die Falschheit lauerte. Ihr eheliches reines Herz empörte sich gegen diese Falschheit, aber ihre Empörung glitt machtlos ab an der glatten, heuchlerischen Art Tante Annas. Sie lernte daher mehr und mehr sich zu beherrschen und ihr Denken und Empfinden für sich zu behalten. Aber dabei wurde sie unjagbar einsam und traurig und ihre Gedanken flogen sehnsüchtig über die hohe Gartenmauer hinaus in die freie, schöne Welt, in der es keinen Dheim Michael, keinen Gregor und keine Tante Anna gab.

So verlebte die arme Waise eine freudlose Kindheit, eine traurige Jugend im Hause ihres Dheims, und ihr liebevolles junges Herz litt tausend Qualen, weil sie keinen einzigen Menschen hatte, der sie verstand und liebte und weil man ihr sogar mit immerwährenden Schwärmungen das Andenken an ihre toten Eltern verunglimpfte.

(Dortsetzung folgt.)

Kriegsreise eines Neutralen durch Italien.

Von P. K.

Ein neutraler Schriftsteller schildert seine Beobachtungen und Eindrücke seiner Reise nach Italien. Nachfolgende interessante Stimmungsbilder bringen wir hiermit zum Abdruck.

1. Auf der Eisenbahn

Der frostige Winter hat seinen Einzug gehalten.

Das herrlich goldene Kastanienlaub, die tief-erglühenden Weinblätter haben die rauhen Winde weggejagt, welche jetzt den Bergthalen entlang zum Lago Maggiore hinab dicke Nebelschwaden treiben.

Aber auch bei uns im Wagen, der der lombardischen Ebene zurollt, herrscht frostige Stimmung: Ist's nur die vernichtete Heizung? ... Ist's die Schuld des halben Duzend Gestrenger, welche uns gelegentlich der Passrevision zwei Stunden verjäumen ließen, um uns über Namen von Vater und Mutter, nach Zweck und Ziel der Reise zu befragen und auf, was ihnen sonst noch gut dünkte, die Durchforschung von Herz und Nieren auszu dehnen? — Oder hat's gar der alte Doktor in Rhafi auf dem Gewissen, welcher den guten Willen befandete, uns der visita sanitaria zu unterziehen, um bei dieser Gelegenheit unsere Verspätung um eine weitere Stunde zu mehren? ...

Dies Präkudium der Reise nach dem sonnigen Süden war freilich wenig verlockend, und man empfand es als angenehme Abwechslung, auf allen Stationen zahlreiche Territorialmilizien einsteigen und Wagen und Korridore mit Uniformen aller Waffengattungen — übrigens auch der Linie — sich füllen zu sehen. Eine patriotische Veranstaltung zugunsten des Roten Kreuzes hatte sie am schönen Sonntagmorgen hinausgelockt an den Lago Maggiore, und nun sluteten sie zurück, Mailand zu. — Eine Ziehharmonika spielte muntere Weiten; auch summt wohl der eine oder andere die Melodie mit ... aber auf freie, franke Fröhlichkeit ... auf ein anfeuerndes, von vaterländischer Begeisterung getragenes Lied ... auf das warie ich vergeblich.

Satten die dunkelblauen Glühbirnen, in denen rosigrot der Faden glüht, wie so eindringlich an die Fliegergefahr gemahnt? ... Satten sie doch gar gepenig mit ihrem fahlen Licht auch auf die jugendfrischesten Wangen Totenblässe gemalt!

War dieser Geistesput der Grund, daß dies doch sonst so mittelmäßige Wölfschen noch nicht einmal heute vor mir das Wort Krieg ausgesprochen ... nichts von allem, was damit zusammenhängt, berührt hatte? Auch nicht ein einzigesmal hatte ich etwas von seinen Ansichten über die letzten Berichte vernommen, noch etwa frohen Siegeshoffnungen Ausdruck verleihen hören.

Und doch waren aus den vier Stunden, in denen ich seit Betreten des italienischen Bodens Mailand hätte erreichen sollen, deren bereits neun geworden! ...

So blieb mir nichts in mein Tagebuch zu verzeichnen, wie der energische Protest, mit welchem ein Piemontese seinen Deputierten bedachte, als er ihm im Speisewagen begegnete.

Hocherzürnt beklagte er sich über die unverbesserliche Bureaufkratie. Dem Vorsitzenden der Passrevision hatte er auseinandergesetzt, wieviel rascher und zweckensprechender die Kontrolle sich vollziehen könne, ohne in einen Ausbund von Schikanen und Zeitverschwendung ausarten zu müssen und so die Fremden, deren Geld man doch bitter nötig brauche, vom Besuch Italiens abzuschrecken. Da war er denn mit seinen wohlgemeinten Ratschlägen an den Unrechten gekommen. Fand doch der würdige Commentatore, gerade die höchste Weisheit für sein Pöfchen bestehe darin, jene, welche noch nach Italien zu reisen wagten, nach Möglichkeit zu schikaniieren. Denn — er zog unentwegt seine Schlußfolgerung: — so werden ihrer

immer weniger, und dann wird das Ideal erreicht — dann hat er immer weniger Arbeit!

So sehr der Piemontese auch auf das Unpatriotische solcher Nichtlinien hinwies, der Commentatore blieb eigensinnig bei seinem „Geschäftsprinzip“!

Ob der Signor Deputato nächstens den nicht gerade unberechtigten Beschwerden seines Wählers geeigneten Ortes Ausdruck verleihen, ... ob er damit gar Erfolg haben wird? ... Chi lo sa?

2. Stimmung

„Sie sehen, bei uns ist alles ganz ruhig; bei uns denkt niemand an Revolution!“ so meinte mein Freund, ein hochgestellter Ministerialbeamter.

„Ganz ruhig“ ist man freilich, — sogar unnatürlich ruhig — in schreiendem Gegensatz zu der ureigensten Art der Südländer ...

Freilich, die stolze Römerin, welche von Neapel mit mir nach Rom fuhr, sie hatte nicht diese Ruhe im Wortgefecht mit ihrem Landsmann über Frauenrechte, -pflichten und -beruf zu wahren vermocht! ...

„Wenn wir wieder einmal ein neues Ministerium bekommen, so müssen zwei, mindestens aber eine Frau darin sitzen, damit nicht wieder ein so unsinniger Krieg begonnen wird, wie dieser da, den wir ja doch nie gewinnen können!“

Dies feste Wort wurde nicht etwa geklüffert! — mindestens ein halbes Duzend höherer Offiziere, abgesehen von Zivilisten, die alle aufmerksam der Diskussion teilts selbst vom Korridor aus folgten, hatten es mit angehört: denn die Dame, wie sie selbst erzählte, betrauerte von den sieben Verwandten, die an dem Fuß der Alpen als Offiziere kämpften schon mehrere. Ihr ganzer Stolz war aber der Bruder „General“ an der Front ...

„Bei uns ist's wie in der Türkei. Auch bei uns sind die großen Ueberreichungen an der Tagesordnung.“ so meinte eine hochgestellte Persönlichkeit in einem Ministerium, dessen Hauptzorg die Geldbeschaffung war. ... Der Herr suchte mir zu beweisen, daß Italien die erforderlichen Milliarden gar nie aufbringen könne, daß aber auch das ganze, alte Europa sich bei diesem Kriege völlig verbluten werde ...

Und die von Rom untrennbare hohe Geistlichkeit — die Ordensleute —, wie denken sie? ...

In dem so lauschigen, aber jetzt vereinsamten Kreuzgang auf dem Aventin wandelte ich mit einem französischen Ordensmann auf und nieder und war erstaunt, wie schön die ruhige, abgeklärte Auffassung des Franzosen zu dem friedlichen Wibe des zu unseren Füßen in der Abendsonne liegenden Rom stimmte. Bedauern mit den Irrthümern, den Fehlern des geliebten Vaterlandes, aber stille, leidenschaftslose Ergebung in das Schicksal, das der Himmel ihm bestimmt — ganz im Einklang mit dem bescheidenen Ordenskleid des Wönches, — weniger vielleicht mit der mächtigen Gestalt, die von Manneskraft strotzte, und dem jugendfrischen, keineswegs asketischen Gesicht, das ein prächtiger Vollbart umrahmte.

Tags darauf war freilich von dem lebhaften alten Chorherrn von San Giovanni di Laterano, gleichfalls einem Franzosen, ganz gewiß keine Resignation zu vernehmen, als er mir versicherte, der Himmel werde auf Gerechtigkeit halten und das an Belgien verübte Unrecht bitter rächen. Dem alten Herrn war der Sieg der Alliierten ganz unzweifelhaft!

Auch in diesen Kreisen bestimmen der Umgang und die Zeitung, nicht das Vaterland Meinung und Ansichten.

Der Italiener hält es heute im Allgemeinen für angemessen, zu schweigen, seine Ansichten für sich zu behalten, sie nur im engsten, verlässlichsten Kreise, fern von jedem unberufenen Ohr, zu erörtern. Siege sind nicht zu feiern, — so schweigt man sich aus.

Überall werden emsig die neuesten Zeitungen gekauft. Aufmerksam vertieft man sich in deren

Lektüre ... aber man enthält sich jeden Kommentars — jeglicher Aeußerung!

Diese Südländer sind nur zum leichten Genuß, zur überprudelnden Freude geboren; nur um sich zu beglückwünschen sind sie unter ihren ewig lachenden Himmel gesetzt. Und nun, wo alles so wenig programmäßig verläuft, da schweigt man ... um erst die Stimme wieder zu finden, wenn's gilt, wirkliche Siege zu feiern oder ... herbe Kritik zu üben ... Rache an den Schuldigen zu fordern ...

3. Organisation und Bureaufkratie

Mag man beim Durchreisen von Deutschland auch die drückenden Sicherheitsmaßnahmen und die schärfste Grenzkontrolle als Neutraler unangenehm empfinden, so wird man bei einiger Ueberlegung doch sich sagen, daß zweckloser Aufenthalt in der Regel wenigstens vermieden wird. Mit mindestens 40 bis 50 Personen überschritt ich in Leopoldshöhe die Grenze, und für die Formalitäten hatten zehn Minuten genügt.

Wie so ganz anders in Italien. Eine Menge zweckloser Fragen, von Leuten gestellt, die vielfach ihrer Bildung nach garricht in der Lage waren, sich über die Richtigkeit oder Tragweite der Antworten Rechenschaft zu geben. ... An der Grenze wurde mir bedeutet, innerhalb fünf Tagen müßte ich eine Aufenthaltsbewilligung bei der Polizei des Reiseziels einholen. Dort angelangt, wurde mir das Geleß aufgeschlagen und nachgewiesen, daß diese Formalität innerhalb 24 Stunden nach Betreten italienischen Bodens zu erfüllen sei, bei Androhung einer sehr hohen Strafe, die auch stets eifrig eingezogen wird.

Ein Karabinieri, welchen ich in Mailand um Auskunft wegen der zuständigen Quästur fragte, hatte nichts eiligeres zu tun, als sich in Uniform und Zweispitz mit dem „Delinquenten“, den er so mühelos eingekerkert hatte, auf den Tram zu schwingen und ihn nach einem Amtsgebäude an der Peripherie Mailands zu eskortieren. ... Freilich verbüßte er schleunigst, als er erfuhr, daß der Fall gar nicht interessant sei und daß er mich nach einem gar nicht zuständigen Subbüro gebracht hatte!

In Rom erhielt ich im Hotel gleich am ersten Tag den Besuch eines Geheimpolizisten, der meine Papiere zu sehen wünschte, eine weitgehende Unwissenheit in jeder Richtung verriet und mir empfahl, da meine Papiere in Ordnung seien, noch am gleichen Tage bei dem Gesundheitsbureau, Piazza Venezia, im Ausstellungspalast vorzusprechen.

Der Förner dort wies mich an seinen Kollegen auf der Rückseite des Palazzo, welcher mir nun seinerseits bedeutete, die sechs Bureaus seien seit Monaten nach der Via Merulana bei San Giovanni di Laterana verlegt. Also ein halbes Stündchen entfern!

Und nun diese visita sanitaria selbst! Ein unglücklicher alter Doktor in Rhafi hatte unter großen Mühen unsere Pässe an der Grenze abgeschrieben, die Namen der Eltern sowie Reiseziel und Absteigequartiere beigefügt. Er konnte sich kaum der drängenden Reizenden erwehren. Sein Nischchen war in ständiger Bewegung. Ueber all dem hatte er aber weder Zeit gefunden, den Italienern anzusehen oder an ihn eine Frage über sein Befinden zu richten! Ueberdies muß er an den Bestimmungsort eines jeden einen Avis senden. Wenn der Reizende auf dem betreffenden Bureau erscheint, sind die Personalisten bereits eingetroffen, und der Schreiber, der natürlich kein Arzt ist, schlägt einen Stempel auf den Gesundheitspaß. Für das Befinden des Besuchers hat er selbstverständlich kein Interesse. Da in der Schweiz keine ansteckenden Krankheiten herrschen, so hat die „beunruhigende“ visita sanitaria Italien bis jetzt vor Epidemien bewahrt ...

Weniger erheitend ist es, zu sehen, wie auf anderem Gebiet die unsägliche Bureaufkratie die rauhe Hand des Krieges noch schärfer zureißen läßt ...

Eine noch jugendliche Französin — sie war natürlich Pariserin! — hatte vor 14 Jahren in



Lausanne einen hübschen Italiener kennen gelernt, und seitdem verdienten sie am schönen Genfer See leicht ihren Unterhalt, ohne sich je um die südliche Heimat des Gatten zu kümmern. Er war vor Monaten dem Ruf zur Fahne gefolgt. Jetzt mußte er in der nächstfolgenden Woche zur Front und rief sie zum Abschied in seine Heimat. Die Vermisste verstand nicht ein Wort Italienisch, und nun sollte sie mit den Schwiegereltern, die sie nie gesehen hatte, deren Sprache sie nicht verstand, auf einem armstüchtigen Dorf in Piemont leben! Sie wäre so gern zu ihrer Mutter nach Paris gefahren, aber da hätte man ihr die magere Unterstützung nicht bezahlt. Man konnte es ihr wohl nachfühlen, wenn sie sagte: „Dnie wäre ich sonst nach Italien gefahren!“

4. Verwundete und Lazarette

Bei genauem Zusehen findet man in ganz Italien bis in die südlichsten Städte wohl zahlreiche Lazarette . . . aber so paradox es auch klingen mag — verwundete Soldaten gibt es in Italien nicht.

Ich war bereits einen halben Tag in der Metropole herumgeschlendert, ohne einer Genfer Fahne ansichtig zu werden. Unter einer Torfahrt fiel mir ein Dutzend herumlungender Blaugrüner auf; bei genauem Zusehen bemerkte ich auf den Köppis das Abzeichen der Sanitätsstruppen; ein Tramsleis führte unter den Torbogen, und wie ich nun scharf nach dem Savoyer Wappenschild über dem Portal blicke, lese ich in kleinster Inschrift: Ospizio militare . . .

Alles ist geschlossen; an den Fenstern, im Hof ist niemand zu erblicken — es sei denn einige hier und her schlendernde Sanitätsoldaten.

Später wohnte ich für einige Tage neben einem großen Palazzo — die herumlungenden Sanitätsoldaten und die Aufschrift unter dem Wappenschild kennzeichneten ihn als Lazarett.

Nur eine schmale Straße trennte mein Fenster vom Palazzo, dessen sämtliche Fensterläden geschlossen waren. So oft und so lange ich auch hinüber sah, so erpähte ich doch nur einmal ein Madonnengesichtchen . . . eine junge Nonne.

Wären allabendlich hinter den Läden nicht alle Fenster erleuchtet gewesen, so hätte ich annehmen müssen, der impoante Bau stehe vorläufig leer . . .

Und doch sollte es mir beschieden sein, während meiner 14 tägigen Reise einen Verwundeten zu sehen und sogar zu sprechen. . . Er war aus Piemont und fuhr als Rekonvaleszent von Neapel nach seiner Heimat. Seine bläulich grau melierte Montur aus Baumwollzwilch war ohne jegliches Abzeichen. Welchem Truppenteil er angehörte, war nicht zu erkennen; man mußte ihm eben glauben, was er darüber mitzuteilen für gut fand.

Die zahlreichen Hilfskräfte, die in Deutschland nahezu auf jeder Station Verwundeten und Soldaten Erfrischungen reichen, sind in Italien nicht zu erblicken.

Der Rekonvaleszent erhielt bloß, was eine gut-herzige, mitreisende Dame ihm anbot, und was er sich etwa auf dem Sanitätsposten in der einen oder anderen Hauptstation selbst herbeiholte.

Der Mangel an Uniformen scheint bei den Italienern ein derartiger zu sein, daß man die Montur der Verwundeten für die Ersatzmannschaften verwendet. Diese Vermutung drängt sich um so mehr auf, wenn man sieht, wie Soldaten Uniformstücke aus den verschiedensten Perioden tragen und so eine buntdruckige Musterkarte darstellen. Der Farbenmangel läßt die Herstellung

des blaugrünen Luches nicht mehr zu; man webt also recht und schlecht einen naturfarbenen Loden, der ein Hellrohbraun ergibt. Dies sind die neuesten Waffenröde, die dann neben dem blaugrünen Mäitengewand, einem paar blaugrauen Zwischgamaschen und einem alten zweispitzigen Servicekappchen paradiere . . . oder wie das Poipourri sonst dem „Lascia fare“ gerade gerät.

Werden auch die Verwundeten bisweilen in den Städten in eine ihnen zu Ehren veranstaltete Theatervorstellung gefahren, wird auch in kleineren Orten durch Kino oder theatralische Veranstaltungen im Lazarett selbst versucht, ihnen eine Zerstreuung zu bieten, so muß es doch niederdrückend für die verletzten Vaterlandsverteidiger sein, von der Außenwelt, wie es scheint, völlig abgeschlossen gehalten zu werden. Wie müssen sie ihre Gegner bei den Kaiser nächten beneiden, die auf Schritt und Tritt, während sie uneingeschränkt luftwandeln, der Gegenstand der Bewunderung und liebevollen Zuspruchs sind.

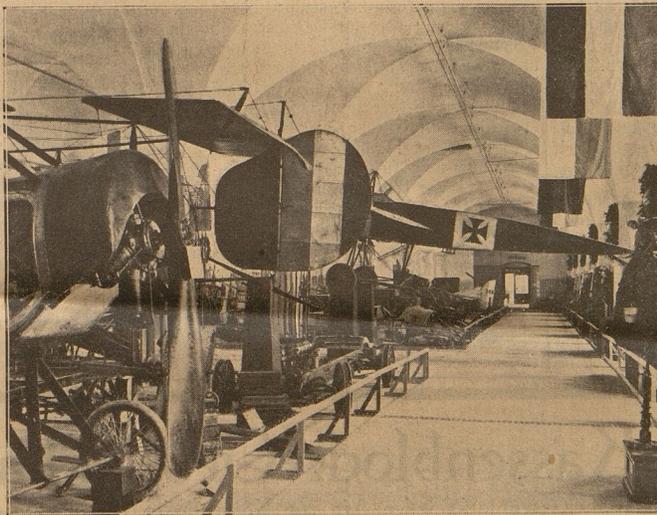
Wie soll ein Neutraler dies Vertuschungssystem anders als ein Zeichen von Kleinmut und Mutlosigkeit deuten?

hier nach der Mahlzeit und dem Abendgebet die männliche Einwohnerschaft und man diskutiert die Ereignisse des Tages, im allgemeinen Landwirtschaft, Ernteaussichten und Politik. Oft wird dann noch vom Sohn des Hauses ein kleiner Abendimbis aufgetragen, etwa eine Schale Milch oder Joghurt und einige Schnitten Brot. Das wird auf eine große Messingplatte, auf der auch einige hölzerne Löffel liegen, niedergelegt, die in der Mitte des Raumes auf einem kleinen niedrigen Schemel ruht, und dann hockt sich jeder, der Lust hat teilzunehmen, um die Platte herum, nimmt einen der hölzernen Löffel und eine Schnitte Brot zur Hand und löffelt mit den übrigen zusammen aus der Schale, bis er genug hat. Bei größeren Mahlzeiten ist es dasselbe. Ein Gang nach dem anderen wird aufgetragen, Messer und Gabel gibt es nicht, und jeder holt mit den Fingern das Stück heraus, das ihm am einladendsten aussieht. Zu flüssigeren Speisen und Pfaf wird der Löffel gebraucht. Nach jedem Gang geht ein Diener mit einer Metallkanne voll lauen und oft mit Wohlgerüchen gemischten Wassers, einem Becken, auf dem ein Stück Seife liegt, und einem Handtuch zu jedem der Gäste und gießt ihm Wasser über die Hände, die dann ein jeder einer gründlichen Wäsche unterzieht, worauf eine Mundspülung erfolgt, bevor ein neues Gericht aufgetragen wird.

Gegenüber den vielen abfälligen Bemerkungen, in denen neuangekommene Europäer sich über diese Geweise des türkischen Landvolkes gefallen, ist darauf hinzuweisen, daß unsere Art zu essen, z. B. in überfüllten Gasthäusern, wo in der Eile weder Geschir noch Besteck entsprechend gereinigt werden kann, wahrscheinlich geringere Garantien für Reinlichkeit bietet als die türkische, bei der die Wäsungen nach jedem Gang und am Ende der Mahlzeit einem jeden die Möglichkeit geben, für seine eigene Reinlichkeit zu sorgen. In der Hauptsache ist der Türke Vegetarier, und die große Abwechslung an vortrefflichen Gemüsen, die in der Levante gezogen werden, bringt es mit sich, daß auch in einfacheren Häusern oft drei bis vier Gänge aufgetragen werden. In den vor-

nehmeren Häusern geht das bis zu 15 Gängen. An Fleisch ist der Orientale nur „weißes Fleisch“, d. h. Hammel und Geflügel, niemals Rindfleisch und selbstverständlich kein Schweinefleisch, welches einem rituellen Verbot unterliegt. Nur bei besonderen Gelegenheiten, wo ein ganzer Hammel oder ein Lamm aufgetragen wird, kommt das Fleisch in Braten oder großen Stücken auf den Tisch. Im allgemeinen ist es nur Suppe und wird in kleinen, aufgroßen Stücken mit dem Gemüse gekocht, was jeder, der sich an die türkische Kost gewöhnt, besonders befömmlich finden wird.

Im übrigen sind die Türken gewaltige Esser vor dem Herrn. Viel trägt zur Entwicklung des Appetites und der guten Verdauung die Auswahl des Trinkwassers bei, von dem ein reichlicher Gebrauch gemacht wird. Die Türken, die bekanntlich nichts anderes trinken, sind große Feinschmecker in bezug auf Wasser. Man stelle eine beliebige Anzahl Becher mit Wasser von den verschiedensten bekannten Quellen vor ihn hin, der Türke wird beim ersten Schluck ohne jedes Nachdenken die Quelle nennen, von der das Wasser stammt. In früheren Jahren nahmen die türkischen Boten in die fremden Länder ihr eigenes Trinkwasser vom heimischen Strand mit und ließen sich regelmäßig durch besondere Boten in Fässern oder Krügen Nachschub schicken. In bezug auf ihr



Immelmanns erstes Kampfflugzeug. Ausgestellt in der Deutschen Kriegsausstellung Dresden 1916.

Der Türke im Hause.

Von Regierungsrat P. R. Krause.*)

Die Wohnungsverhältnisse sind bei den Türken, selbst in den weitläufigsten Konats Stambuls, wenn man sich nicht etwa „à la franka“ eingerichtet hat, wobei leider häufig die gewählte Geschmacksrichtung manches zu wünschen übrig läßt, äußerst schlichte und nach unseren Begriffen ungemütliche. Das Bauernhaus im Innern ist manchmal ganz gut gebaut, entbehrt aber ebenfalls jeder Art von Möbeln und jeden Komforts. Die Fenster sind ausnahmslos mit Gittern (kafes) versehen. In der „guten Stube“, dem mussafir-odassi, läuft an drei Seiten ein niedriger Diwan die Wände entlang, dessen Stroh- oder Wollkissen mit Kattunüberzügen oder Teppichen bedeckt sind. Wenn abends die Vorbewohner zusammenkommen oder gar Durchreisende im Dorfe find, vereinigt sich

*) Wir entnehmen diese Ausführungen dem 469. Bändchen der bekannten Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt“ (Verlag B. G. Teubner, Leipzig): „Die Türkei“ (geb. 1 M., geb. 1,25 M.) von Reg.-Rat P. R. Krause, der 23 Jahre in der Türkei und von diesen sechs Jahre in türkischen Staatsdiensten zugebracht hat und daher in der Lage ist, auf Grund seiner aus eigener Anschauung gewonnenen Kenntnisse interessante Aufschlüsse über eine der wichtigsten Zeitfragen zu geben.

eigenes gewohntes Trinkwasser werden vornehme Türken vor keinen Kosten zurückschrecken und daran ohne Bedenken dieselben Ausgaben wenden wie der europäische Epiturer an seinen Weinkeller.

Die innere Einrichtung selbst der vornehmsten Konaks in Stambul unterscheidet sich von der des einfachsten Bürger- oder Bauernhauses nur durch die Zahl und Größe der Zimmer, die Zahl, Länge und Breite der um die Wände laufenden Divans und Teppiche. Im übrigen dieselbe Schlichtheit — kein Bild an den Wänden, höchstens einige eingerahmte Koransprüche, kein Mobiliar. Die Ueberladung mit tausenderlei Säckelchen, deren Nutzen niemand jemals begriffen hat und die man bei uns zu einer vornehmen Einrichtung für unentbehrlich hält, fehlt vollständig. Höchstens steht ein niedriges rundes Tischchen mit Schbehern und Raucherstiften in den Hohlstellen der Divans. Besondere Schlafzimmer mit Bettstellen, Schränken, Kommoden und Waschtischen kennt man nicht. Alles das ist durch die umfangreichen Wandschränke ersetzt, die in die Zwischenwände eingelassen sind. In ihnen ruhen Wäsche und Kleider, in ihnen verschwinden über Tag die Kissen, Decken und Matratzen, mit denen abends auf dem Fußboden die Betten aufgemacht werden. Die persönlichen Wajchungen nimmt man entweder in dem Bade vor, das in jedem vornehmen Hause vorhanden ist, oder in dem Abdes Hane (Klosett), der das Nötige zu diesem Zweck enthält. Gemütlich und behaglich in unserem Sinne ist ja das alles nicht, aber es ist einfacher und praktischer als bei uns, erspart eine Menge Arbeit und ist auch in einem gewissen Sinne reinlicher.

Was jedem Fremden, der viel und anhaltend in Volkskreisen verkehrt hat, auffallen muß, das ist die große persönliche Würde und der vollendete Anstand, mit dem selbst der Mann aus dem Volke sich beneigt und die ihm zur zweiten Natur geworden ist. Man mag den etwas übertriebenen und manchmal an Servilität grenzenden orientalischen Höflichkeitsformen nicht immer Geschmack abgewinnen, aber der Anstand und die Höflich-

keit, die sogar die unteren Klassen im Umgang miteinander beobachten, verdienen Anerkennung und Bewunderung. Niemals wird man in der Unterhaltung unanständige, grobe und unflätige Redewendungen hören. Ein fremder Boischaster sagte mir einmal: das einfachste türkische Bäuerlein besitzt so viel natürliche Würde und Anstand, daß man ihm nur die Stambulina (den Beamtenrock) anzuziehen braucht, um ihn ohne weiteres auf den Sessel des Großwesirs setzen zu können. Er wird sich keinerlei Blöße geben, sondern vielmehr leicht nicht mit großer Sachkenntnis, sicherlich aber mit vollendeter Würde seines Amtes walten.

Als Kleidung hat der moderne Stadtbewohner fast durchgängig die europäische Tracht angenommen, zu der er den Fes trägt, und man kann nur bedauern, daß die Jovist kleidameren und auf dem Lande soviel besser angepaßten orientalischen Trachten in den Städten vor dem nivellierenden Schritt der westlichen Kultur so ganz geschwunden sind. Nur der kleinere Handelsmann und Handwerker sowie die Bootsführer und Lastträger tragen in den Städten noch die alte Tracht: weite, durch einen Bund zusammengehaltene Hosen, weiches, am Halse offenes Hemd, breiten Wollgürtel und gestrickte Sacke, an den Füßen schwarze oder farbige Lederpantoffeln mit Ueberstulpen, die vor der Türe der Moschee gelassen und auch beim Betreten jeder besseren Wohnung im Flur abgestreift werden. Im Hause und oft auch auf der Straße trägt man den langen „Cn-tari“, dem in Europa die Bezeichnung Kasan gegeben worden ist, ohne daß es mir gelungen wäre, eindeutig zu machen, woher der Ausdruck stammt. Ueber dem ganzen trägt der Vornehme in der kalten Jahreszeit noch einen langen leichten, vorn offenen Pelz mit Tuch in leuchtenden Farben. Das ist die Tracht, die im großen und ganzen auch auf dem Lande und in den kleinen Provinzstädten vorherrscht.

Ein Wort zur Fett- und Butterfrage in der gegenwärtigen Kriegszeit.

Von Oberst a. D. Spohr, Gießen.

Von allen Seiten jammert man über den Butter- und Fettmangel, und die Preise derselben haben zwar die Festsetzung von Höchstpreisen zur Folge gehabt, damit aber dem Mangel keineswegs abgeholfen. Denn es sind eben auch zu diesen Höchstpreisen keine betr. Waren zu haben.

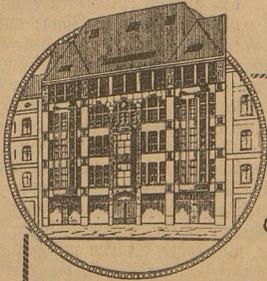
Ob, wie nicht ohne Wahrscheinlichkeit behauptet wird, viele und namentlich die wohlhabenden Bauern sich mit großen Mengen Butter eingedeckt haben, und ob die vielfach erzählten Anekdoten wahr sind, wonach die so Verborgten Sonntags am Bierisch mit der Faust aufschlagen und sich rühmen: „Uns sollen die Engländer mit ihren Hungerlänen nur kommen, wir können es noch lange aushalten“, würde vielleicht durch eine behördliche Razzia bei etlichen in diesem Verdacht Stehenden festzustellen nicht unzweckmäßig sein. Ob es aber eine durchschlagende Hilfe gewähren würde, ist zweifelhaft und steht dahin.

Jedenfalls wird die nächstgehende Aufklärung über unseren wirklichen Fettbedarf in weiten Kreisen willkommen sein und manchen von unnötiger Furcht befreien, aber auch auf den Abhilfe gewährenden Weg hinweisen.

Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß wir bisher im Frieden viel zu viel Butter und Fett verzehrt haben, wie das die nachstehende Betrachtung ergeben wird. „Fett“ ist ein notwendiger Bestandteil der menschlichen und der Nahrung der Säugetiere überhaupt. Aber die Natur hat für diesen Bestandteil auch in der natürlichen Nahrung beider schon vorgesorgt. Das Fett kann auch durch den Hauptbestandteil unserer Nahrung ausmachenden Kohlehydrate (Zucker und Stärkemehl), sogar auch aus Eiweiß gewonnen werden, nur muß dazu, gleichsam als auslösendes Ferment, ein kleiner Anteil von Fett vorhanden sein, wie dies in allen unsern und den Nährmitteln der Säugetiere der Fall ist. Wird dieser Fettanteil den Nährmitteln erhalten,

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöne-weide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

so ist ein Zusatz von reinem konzentriertem Fett nicht nur überflüssig, sondern auch schädlich.

Er liefert dem Körper einen fertigen Bestandteil seiner Nahrung, den dieser sich eigentlich erst selbst fertig stellen sollte.

Der natürliche Instinkt der Tiere, namentlich der Pflanzenfresser, hält diese daher auch vom Genuße reinen Fettes ab.

Kein Pferd, kein Ochse, keine Kuh, kein Schaf, keine Ziege rühren Butter oder Del an. Nur der Mensch ist wieder so überflügelt, sich auch den Genuß reinen Fettes zu gönnen.

Das selbe wird auch von seinen Verdauungsorganen verarbeitet und in seinen Stoffwechsel aufgenommen. Aber, indem jenen ein Teil ihrer natürlichen Arbeit erspart wird, werden sie geschwächt, und bei Uebermaß solcher Fettahrung entziehen sogar krankhafte Verfestigungen oder innerer Organe wie Herz, Lungen, Nieren usw.

Wir werden daher wohl tun, unsere Fettahrung zu beschränken, andererseits aber unseren natürlichen Nährmitteln den ihnen innewohnenden Fettgehalt zu bewahren. Das geschieht z. B. beim Getreide, indem wir es mit der Kleie genießen, an die sowohl die organisierten Nährsalze und Vitamine, wie auch der größte Teil ihres natürlichen Fettgehaltes gebunden sind.

Schon daraus erhellt, wie schädlich es ist, die Kleie aus dem Brotmehl zu entfernen und wie wenig diese durch das fast wertlose Kartoffelmehl ersetzt werden kann.

Das alle Kleie enthaltende Brot: Pumpernickel, Weizenschrotbrot usw. enthält hinreichend Fett genug, um als Ferment zur Gewinnung fetteren Fettes aus Kohlehydraten und Eiweiß zu dienen. Darum lassen sich auch diese Brotsorten ohne Zusatz von Butter oder Fett mit Wohlgeschmack verzehren, werden immer schmackhafter, je länger man sie kaut, bis zu dem Verflüssigungsgrade, durch den Speichel, der ihre vollständige Verdauung gewährleistet.

Ganz das Gegenteil ist bei den Feinbroten der Fall, sie werden bei längerem Kauen immer geschmackloser, reizen zum Fett- und Flüssigkeitszusatze, ein entscheidender Grund, unserem Brote die Kleie zu erhalten, die auch zur Stärkung unserer Verdauungsorgane beiträgt.

Es ist dies ein weiterer Grund zu den vielen, welche die Erhaltung der Kleie im Brote befürworten, so daß das Beispiel der Schweiz, welche alle

Herstellung von Feinmehl verboten hat und nur Vollmehl herstellen läßt, auch für das Deutsche Reich durchaus nachahmenswert erscheint.

Kriegs-Allerlei

Eine Hamstergeschichte. Aus Lüneburg wird berichtet: Die Geschichte klingt zwar unwahrscheinlich, ist aber doch buchstäblich wahr. Zu einer sehr wohlhabenden Dame kommt der Briefträger. Sie fragt ihn, ob er Briefmarken bei sich habe. Als die Frage bejaht wird, kauft sie ihm den ganzen Vorrat ab und bittet ihn, er möchte doch am nächsten Tage noch für mehrere Mark mitbringen. Auf die erstaunte Frage, was sie denn mit so vielen Briefmarken wolle, erwidert sie ihm, daß sie gelesen habe auch die Briefmarken würden demnächst teurer werden, und da wolle sie sich vorher noch einen ordentlichen Posten einkaufen. Was mag die Frau schon alles eingekauft haben!

Heiteres

Professorale Eiweißweisheit. Ein hervorragender Arzt Berlins schreibt der „Voss. Ztg.“, daß, um den Nährwert eines Eies zu sich zu nehmen, man 40 Pfund Spargel essen müßte. Da aber ein Mensch, um ernährt zu werden, täglich mindestens zehn Eier essen müßte, wenn er keine anderen Nahrungsmittel zu sich nimmt, so müßte er, um sich mit Spargel zu ernähren, 400 Pfund d. h. 4 Ztr. täglich essen. Da 400 Pfund rund 4000 Spargel, die 24 Stunden des Tages 1440 Minuten zählen und bei ununterbrochener Eßfähigkeit mehr als drei Spargel in einer Minute kaum verzehrt werden können, so würde also nach der Lehre des Gelehrten ein Mensch sich vom Spargel nur dann ernähren können, wenn er ste, so wie die Luft, ohne Unterlaß zu sich nähme. Angesichts dieser professoralen Eiweißweisheit kann man nur rufen: Ei wei! Herr Professor!

Höhere Mathematik. Im Revier des Ersatzbataillons liegt seit einigen Tagen der Musketier Pf., sonst seines Zeichens Dr. phil. und Privatdozent.

Er ist munter, immer fidel und hofft in kurzer Zeit die Folgen eines Schlappmachens überstanden zu haben; dann will er wieder tüchtig mitmachen! Eines Morgens tritt der Stabsarzt in die Krankenstube und sieht auch bei Dr. Pf. nach. Da der Patient auf einer ungewöhnlich hart zusammengelegenen Matratze liegt, fragt der Arzt: „Nun, drehen Sie denn ihre Matratze nicht täglich herum?“ — „Nein, Herr Stabsarzt. Die Sache ist mir zu umständlich — alle Tage; ich drehe sie jeden zweiten Tag zweimal herum.“

Falsch aufgefaßt. Mein Freund, der Vizewachmeister, ist in den ersten Tagen des Krieges auf einem ostpreussischen Kasernenhof tätig. Er ist gerade damit beschäftigt, die Personalien einer Gruppe neu angekommener Reservisten zu prüfen, als sich ein ganz intelligent aussehender Mann in wenig militärischer Haltung vor ihm aufbaut. „Was wollen Sie denn?“ — „Ich bin Farrer, Herr Wachmeister.“ — „Mein Freund“, verbindlich einleitend: „Ah, Divisionsfarrer?“ — „Näin, Herr Wachmeister, Munitionsfarrer!“ („Jugend.“)

Neue Abwehrmittel. „Wat — Spargel willstest pflanzen?“ — „Natürlich. Der ist das beste Mittel gegen Luftanriffe.“ — „Seien Luftanriffe?“ — „Allemaal. Der schießt doch so kolossal in die Höhe!“ („Luft. Bl.“)

Kindliche Auffassung. Karlchen: „Mama, der Papa schreibt, sie hätten nach erfolgreicher Sprengung einen Trichter besetzt! Können sie denn da nicht unten herausfallen?“ („Meggend. Bl.“)

Rätsel-Ecke

Rätsel.

Wie atmet sich's so leicht auf ihr!
Drum höher, ohne Haß!
Doch er, o Schreck! Laß ab von mir,
Du grauenvoller Gaß!

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
Bauberühm.

In 20., verbesserter Auflage erschien das Buch:
Die kaufmännische Praxis.
Ueber 180 000 Exempl. verkauft. Tausende glänz. Anerkennungen! Enthält in klarer, leichtverständlicher Darstellung: Einfache, dopp. u. amerik. Buchführung (einschl. Abschluss); kaufm. Rechnen; Handelskorrespondenz; Kontorarbeiten (geschäftl. Formulare); Kaufmännische Propaganda; Geld-, Bank- und Börsenwesen; Wechsel- und Scheckkunde; Versicherungswesen; Steuern und Zölle; Güterverkehr der Eisenbahn; Post-, Telegraphie u. Fernsprechverkehr; Kaufm. u. gewerb. Rechtskunde; Gerichtswesen; **Kriegsrecht**; Erklärungen kaufm. Fremdwörter u. Abkürzungen; Verschiedenes; Alphabet. Sachregister. — Das 384 Seiten starke, schön gebundene Buch wird franco geliefert. Preis 3,20 M., oder umf. Nachf. von 3,40 M.
Richard Oeffler, Verlag, Berlin SW. 29 G. R.

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 68, Ritterstraße 50.
In unserer Verlage erscheint:
Gebet des Kaisers
von
Harry Sheff
Für eine Singstimme mit Klavierbegleitung
von
Oskar Pash
Königl. Professor und Musikdirektor
Preis 80 Pfg., sowie 5 Pfg. für Porto.

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstrasse 50a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 und 152 65.
Besonders preiswerte Weine in Flaschen:
Mosel-Weine
Obermoseler 1,—
1914er Remicher 1,10
1911er Wormeldinger 1,30
1911er Enkircher 1,50
Rhein- und Pfälzer-Weine
1908er Gensinger 1,10
1911er Bingerter Kahlenberg 1,30
1912er Niersteiner 1,50
1910er Hallgartener 2,—
Rot- und Bordeaux-Weine
St. Laurent 1,40
1911er Cru du Moulin 1,60
1909er Saint Seurin 1,75
1911er Cru Bayle Soussans 2,—
Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.
Französischer Rotwein 1,75
Obermoseler 1,10
Edenkobener 1,10
Tarragona (rot) portweinhähnlich 2,25
In Korbfaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.

Gagner
Wäinmme
München-Diemen
brauchen Sie „Contra-verm“, das neue Wärmittel für Erw. u. Kinder (über 3 Jahre). Pack. mit dazugehörig. Salbe z. 50 M. Alleinst. Versand Löwen-Apotheke, Hannover 28.
Hesse
DRESDEN, Scheffelstrasse,
hat
Alma's Strahlfedern
solche stellen 10 Jahre schon und stehen:
30 cm lang 3 M., 35 cm 4 M., 40 cm 5 M., 45 cm 6 M., 50 cm 7 M., 55 cm 8 M., 60 cm 9 M., 65 cm 10 M., 70 cm 11 M., 75 cm 12 M., 80 cm 13 M., 85 cm 14 M., 90 cm 15 M., 95 cm 16 M., 100 cm 17 M., 105 cm 18 M., 110 cm 19 M., 115 cm 20 M., 120 cm 21 M., 125 cm 22 M., 130 cm 23 M., 135 cm 24 M., 140 cm 25 M., 145 cm 26 M., 150 cm 27 M., 155 cm 28 M., 160 cm 29 M., 165 cm 30 M., 170 cm 31 M., 175 cm 32 M., 180 cm 33 M., 185 cm 34 M., 190 cm 35 M., 195 cm 36 M., 200 cm 37 M., 205 cm 38 M., 210 cm 39 M., 215 cm 40 M., 220 cm 41 M., 225 cm 42 M., 230 cm 43 M., 235 cm 44 M., 240 cm 45 M., 245 cm 46 M., 250 cm 47 M., 255 cm 48 M., 260 cm 49 M., 265 cm 50 M., 270 cm 51 M., 275 cm 52 M., 280 cm 53 M., 285 cm 54 M., 290 cm 55 M., 295 cm 56 M., 300 cm 57 M., 305 cm 58 M., 310 cm 59 M., 315 cm 60 M., 320 cm 61 M., 325 cm 62 M., 330 cm 63 M., 335 cm 64 M., 340 cm 65 M., 345 cm 66 M., 350 cm 67 M., 355 cm 68 M., 360 cm 69 M., 365 cm 70 M., 370 cm 71 M., 375 cm 72 M., 380 cm 73 M., 385 cm 74 M., 390 cm 75 M., 395 cm 76 M., 400 cm 77 M., 405 cm 78 M., 410 cm 79 M., 415 cm 80 M., 420 cm 81 M., 425 cm 82 M., 430 cm 83 M., 435 cm 84 M., 440 cm 85 M., 445 cm 86 M., 450 cm 87 M., 455 cm 88 M., 460 cm 89 M., 465 cm 90 M., 470 cm 91 M., 475 cm 92 M., 480 cm 93 M., 485 cm 94 M., 490 cm 95 M., 495 cm 96 M., 500 cm 97 M., 505 cm 98 M., 510 cm 99 M., 515 cm 100 M.
Gänse-Federn.
Gemischte Ware per Pfd. M. 1,75, Rupf-federn M. 2,25, zarter Schleiß M. 2,75, weiß und daunenreich M. 3,00 feinste, weiße Halbdauen M. 4,50, weißer Daunenflaum M. 5,00, 6,00 bis 12,00 3-4 Pfd. für eine Decke.
Zarte Füllfedern M. 1,25, Halbdauen M. 1,80, Mandarindauen M. 3,00, Alleinst. Versand Löwen-Apotheke, Hannover 28.
Th. Kranefuss, Kassel 444.
Klischees in Autotypie und Steindruck
Wilhelm Ceece, Berlin SW 68, Ritterstr. 50

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmtätigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . , Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . , Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . , Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . , Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . , Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . , Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . , Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin bezuzulegen.

Dr. A. A. . . , Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . , Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . , München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . , Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . , Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . , Koshelm. . . . daß ich Girheubin bei einer 70jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stücken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen....

Dr. N. . . , Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . , Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . , Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . , Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Bädokuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftsliches und Anzeigen: Fritz Eisberg, Neudamm — Verlag: Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H., Berlin SW 33. — Holationsdruck: Wilhelm Grede, Berlin S W 33.